Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 5

Artikel: Begrenzung und Erfüllung : Meinrad Inglin zu seinem 75. Geburtstag
Autor: Hauser, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162132

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Begrenzung und Erfüllung

Meinrad Inglin zu seinem 75. Geburtstag

ALBERT HAUSER

> «... der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, dass das Genie, das ausgebildete Kunsttalent den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber dann mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiss die Würde des Stoffes desto glücklicher entgegenbringe.»
>
> *(Goethe, Dichtung und Wahrheit)*

Als der schweizerische Bundeskanzler am 19. Juli 1889 Gottfried Keller aufsuchen wollte, um ihm die Glückwünsche des Bundesrates zu überbringen, musste er sich nach Seelisberg bemühen, wohin der Dichter geflohen war, um dem «mit einigen Beunruhigungen drohenden Geburtstag Nr. 70» zu entrinnen. Die von J. V. Widmann verfasste Botschaft enthielt die Sätze: «... der schweizerische Bundesrat spricht seinen Dank aus und wünscht von Herzen, es möge Ihnen noch lange beschieden sein, in der Mitte eines Volkes, das auf Sie stolz ist, zu leben und zu wirken. Keine äusserlich blinkenden Ehrenzeichen hat die Republik zu vergeben. Aber diesen Tag mit einem ihrer besten Söhne zu feiern, durfte sie sich nicht versagen.»

Ich weiss im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, nicht, ob der Bundesrat für den 28. Juli 1968 ein Geburtstagsschreiben an den Dichter Meinrad Inglin vorbereitet hat, und ob das Volk darauf stolz ist, in ihm einen seiner besten Söhne zu haben, ist so leicht nicht festzustellen. Gebühren würde sich das eine wie das andere; denn Meinrad Inglin darf doch wohl — das wird sich ein treuer Kreis von Freunden und Verehrern bei diesem Anlass

erneut vergegenwärtigt haben — als derjenige unter den neueren Dichtern bezeichnet werden, der unser schweizerisches Dasein, unsere Landschaft, unsere Gemeinschaft, unseren Staat am gültigsten gestaltet hat.

Meinrad Inglin hört solche Qualifikationen nicht gern. Wie seinerzeit Keller lebt er zurückgezogen, seit langem schon. Ehrungen sind ihm lästig. Was aber stünde uns an diesem Tage besser an, als sein Werk und sein Verdienst zu würdigen?

«Auch meine ich, dass ihr fester Glaube an die Güte des Daseins die höchste Bedeutung ihrer Schriften ist. Ihnen ist wahrhaftig nichts zu wünschen als die Beharrung in Ihrem Wesen! Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch so lange als möglich festhalten.»

Diese Worte schrieb C. F. Meyer an Gottfried Keller. Sie gelten auch und mögen weiterhin gelten für Meinrad Inglin.

*

Die «Güte des Daseins», dessen Fülle und Schönheit erfährt schon Diethelm, der Held von Inglins frühem Roman «Die Welt in Ingoldau».

«Manchmal rührt mich wie ein Blitz schon das blosse Bewusstsein, dass ich bin, die Tatsache des Daseins. Sie ist über alle Begriffe staunenswert, sie ist das Urwunder... mit allen Sinnen, mit Herz und Seele spüre ich die Fülle des Daseins. Und ich ahne, dass darin eine weise Ordnung waltet.»

Und noch in der späten Novelle «Besuch aus dem Jenseits» sagt der junge Arzt zu seinem mephistophelischen Widersacher:

«Der Mensch lebt gern. Die Freude des gesunden Menschen an seinem Dasein... ist ein Grundgefühl... Sie wird nicht erlöschen, solang es Leben gibt, auch wenn noch so viel Unheil darüber hinwegfegt und noch so viele Unglückliche leiden.»

Freude am Dasein: dieses Grundgefühl prägt Inglins Werk. Es bildet die Grundlage für die ihm eigene Thematik und seinen unverwechselbaren Stil. Und was Meyer an Keller rühmt: die Beharrung im eigenen Wesen, sie zeichnet auch Inglin aus — wobei der Begriff freilich, einem heute weit verbreiteten Missverständnis zum Trotz, nicht Erstarrung meint, sondern Treue zu den Voraussetzungen der lebendigen, schöpferischen Individualität. Vom ersten Werk «Die Welt in Ingoldau», erschienen 1922, bis zur jüngsten Novelle «Wanderer auf dem Heimweg»[1], hebt sich Inglins dichterische Welt immer schöner ins Licht, stellt sie sich immer klarer, immer mächtiger, immer differenzierter dar als eine fest umrissene, sicher in sich ruhende Landschaft.

Und wenn wir auch in seinem Werk die weltanschauliche Konzeption wieder vorfinden, welche nach der Auffassung bedeutendster Männer unseres Landes der schönsten Möglichkeit unserer Gemeinschaft und unseres Staates entspricht, so handelt es sich nichtsdestoweniger um die Genesis einer dichte-

rischen Welt von vollkommener Einmaligkeit. In Inglins Werk erneuert sich Kellers Vision des in Liebe verbundenen Volkes, nüchterner freilich, aber auch umfassender.

Inglin hat seine weltanschaulichen Auffassungen in dem 1928 als Privatdruck erschienenen Essay «Lob der Heimat» dargelegt. Von der *Landschaft* spricht er als einem Lebensraum, in dessen «überwältigend gestaltenreicher Fülle» sich «ein Höheres» verrät. Die Innerschweizer Bergwelt will als Mythos erlebt sein, nicht nur als «internationales Kurparadies» oder «historischer Nationalpark». «Die ungeheure Landschaft beherrscht den Menschen als ein spürbar Wirkliches Tag für Tag in ihrer Urgestalt.» Sie ist ihm Schicksal. Das dieser Landschaft eingeborene *Volk* darf als «wirklich und wesenhaft» begriffen werden, denn es lebt in tiefer Identität mit seinem Lebensraum und verwirklicht gleichzeitig die höchste Möglichkeit des Menschen: die Freiheit. «In diesem auf die Dauer niemals geknechteten, in seiner Menschlichkeit nie entwürdigten Volk lebt eine Naturkraft.»

Mit dem Begriff der *Natur* verbindet sich die Vorstellung der freien demokratischen Gemeinschaft. Freiheit ist Menschennatur. Die Einheit von Landschaft und Volk aber nennt Inglin *Heimat*, ein Begriff, der mit Beschränkung auf einen engen Lebensbereich nichts zu tun hat, sondern als Tiefendimension des Daseins zu verstehen ist. In der Heimat muss der einzelne wurzeln, wenn sein Leben fruchtbar und sinnvoll sein soll.

Heimat wird so für uns Schweizer jenseits aller politischen Wirklichkeit zur Schicksalsfrage. Bewahren wir oder verlieren wir sie? Leisten wir als Volk echte Kultur oder fliessen wir in «eine entwurzelte europäische Masse» ab, die «mit der Zivilisation ihre letzten Möglichkeiten erschöpft»? Heimat ist der Wurzelgrund auch der Kultur, nicht aber der Zivilisation, die Inglin von allem Anfang an als der Natur entfremdet und damit auch der Heimat fremd begreift.

Aus dem Grund von Natur und Volk kann immer noch und immer wieder echte Kultur erwachsen.

So lesen wir in der Novelle «Über den Wassern»:

«Die Unterhaltung der Gäste... führte endlich zu der leidenschaftlich vorgebrachten Behauptung, mit der abendländischen Kultur sei es zu Ende, und es fehle die Voraussetzung einer Wiedergeburt oder eines neuen Anfanges, nämlich die kindliche Frische und Ursprünglichkeit, die Jugend der Seele.»

Mit dieser Auffassung kann sich die Gastgeberin nicht einverstanden erklären. Sie liest ein Manuskript, in welchem vom Leben in einer paradiesischen Berglandschaft erzählt wird, einer Welt, in der das Gefühl der Einheit mit der Natur als «Zeugnis des reinen Glücks einer Lebensstunde» erscheint, «die kein Gestern, kein Heute und kein Morgen kennt». Die Möglichkeit, sich aus dem Ursprung zu erneuern, besteht also nach wie vor. Inglin unter-

scheidet sich dadurch vom alten Keller, der den Glauben an solche Erneuerung nicht mehr aufbringt.

*

So sehr Natur ins Mythische vertieft ist, so konkret tritt sie dem Menschen entgegen.

«Wir können uns fruchtbar nie anders auf die Natur beziehen als mit unsern Sinnen auf dies Besondere, diese Blume, diese Kraft, diese Frau, diese Landschaft.»

Inglins dichterische Welt ist ganz diesseitig. Seine Helden verzichten auf eine explizite Metaphysik und grenzen ihr Dasein auf die gegenwärtige und reale Welt ein. Im Zentrum des ersten Romans steht der junge Priester Anton Diethelm, der um seine religiöse Überzeugung ringt, aber unter der Erkenntnis zusammenbricht, dass die Welt, gemessen an den absoluten religiösen Massstäben, verloren wäre, trotz allem aber und wohl im Einklang mit dem Willen des Schöpfers weiter existiert. Er gibt sein Priesteramt auf und beginnt ein neues Leben.

«Ich bin frei zu meiner eigenen Verantwortung, frei zu allem Rechten, Guten und Schönen.»

Das «Feuerbacherlebnis» bedeutet nicht Flucht in die Ungebundenheit, vielmehr den Schritt in die Verantwortung, so ganz besonders in der *Liebe*, die Diethelm im Gegensatz zu Edi Ambühl nicht als «Wollust, Gier und Zwang» empfindet, sondern «als ein Mysterium, das von den Menschen wohl immer wieder entweiht wurde, aber auch jedes Menschenpaar immer wieder auf die Probe stellt, um ihm je nach seiner Bewährung Flucht oder Segen zu bescheren».

Das ist Begrenzung im zwischenmenschlichen Bereich, Selbstüberwindung als Voraussetzung für eine sittliche Haltung, welche den Mitmenschen in das Denken und Handeln einbezieht. Ohne Begrenzung gibt es keine gefestigte Persönlichkeit und keine lebendige Gemeinschaft.

Die unendliche Offenheit der Liebe, wie Gottfried Keller sie im «Grünen Heinrich» und in «Romeo und Julia auf dem Dorfe» gestaltet hat, sie waltet in Inglins Werk nicht mehr. Hier hat sich der Geist der Liebe inkarniert in die konkreten Anforderungen einer bäuerlich-bürgerlichen Welt. Aber auch in derart realeren Erscheinungsweisen ist der Bezug zum Ewigen bewahrt, ebenso wie der Horizont der Landschaft sich mit dem Himmel verbindet.

«Die Sonne stand im Mittag. Das Dorf, eines der vielen Dörfer an der alten Völkerscheide, über der der Geist schon immer von beiden Seiten her geweht, lag unter einem wolkenlosen Himmel; tannendunkle, weidegrüne und felsgraue Berge stiegen ringsum feierlich aus einer weiten Talmulde empor und zogen um gläubig Verharrende wie um unruhig Drängende denselben beglückenden Kreis des heimatlichen Horizontes auf die blaue Unendlichkeit.»

Den umgrenzten Raum gilt es zu erfüllen. Hic et nunc muss sich der Mensch bewähren. An Prüfungen fehlt es nicht, handelt es sich doch nicht um einen Raum der Idylle, sondern der oft harten Auseinandersetzung. Zwar lockt immer wieder die romantische Ferne. In der Novelle «Güldramont» ziehen einige Knaben aus, das Land jenseits der Wasserscheide zu suchen. Sie erfahren die überwältigende Schönheit, aber auch die Gefahren der Berge. Wetter und Nebel zwingen zur Umkehr, bevor das Ziel erreicht ist. Sie kommen zurück, bereichert durch die Erfahrung, dass Güldramont nicht irgendwo jenseits liegt, sondern hier, in der eben erst entdeckten heimatlichen Landschaft.

Damit ist ein Grundmotiv von Inglins dichterischer Welt zum ersten Mal gestaltet. In der Novelle «Die Furggel» hat es dann paradigmatische Ausformung erfahren.

Der Weg aus der Geborgenheit hinaus in die Gefährdung und dann aus eigenem Entschluss wieder zurück in das gewohnte, nun aber bewusst gelebte Leben, das ist Inglins «Stirb und Werde».

Was in die Alltagswelt hereinwirkt und den Menschen in die Entscheidung zwingt, ist bei Inglin als *Schicksal* verstanden. Die geprägte, festumrissene Welt ist durchaus nicht so sicher, wie es scheinen möchte. Das Schicksal kann hereinbrechen: als Gewitter und Nebel in «Güldramont» noch verhältnismässig harmlos; als Leidenschaft des Jägers in «Die Furggel»; als Naturkatastrophe in «Die Lawine», als Dämonie des Eros in «Die graue March», als Krieg in «Ehrenhafter Untergang». Ja, das Schicksal kann sogar — und das ist nun für Inglin äusserst bezeichnend — aus dem sittlichen Bewusstsein wirken, wie in «Drei Männer im Schneesturm», wo ein Bergsteiger sich vor eine ungeheuerliche Wahl gestellt sieht: er muss einen der beiden mit ihm abgestürzten Kameraden aufgeben, um den andern retten zu können. Der Entscheid fällt nach sittlichen Massstäben. Er rettet denjenigen, den er als besseren Menschen zu erkennen glaubt.

Entscheidung und damit Begrenzung ist nicht möglich ohne den Blick ins Offene, sei dieses nun verstanden als Ahnung und Erfahrung eines Übermenschlichen oder nur als ein Hinausblicken aus den engen Lebenszusammenhängen in eine weitere Welt. In der Novelle «Der schwarze Tanner» zeigt Inglin eindrücklich, dass die Beschränkung auf den eigenen Lebenskreis zur Beschränktheit, die trotzige, obzwar imponierende Eigenherrlichkeit zu rücksichtslosem Egoismus führen kann. Immer wieder treffen wir deshalb in seinem Werk auch den Menschen, der in der Fremde gewesen ist und nun mit geschärftem Blick in der Heimat wirkt.

Die Mächte der Natur haben, selbst wenn sie zerstören, doch auch eine lebenfördernde Wirkung. Sie sind als eigentlich dämonische im Sinne Goethes verstanden. So wird in «Die Lawine» eine unwahrscheinliche Verknüpfung von Zufällen zum «ungeheuren Zeichen», zur Mahnung, die flüchtige Lust,

welche den pflichtvergessenen Soldaten zu der jungen Witwe geführt hat, in die volle und verantwortliche Liebe hinein zu vertiefen.

Demgegenüber sind die Mächte der modernen Zivilisation durchwegs negativ gesehen, wenn schon der Dichter immer wieder versucht, sie in sein Bild der Welt einzubeziehen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In der Novelle «Das Unerträgliche» erzählt ein Arzt die Geschichte einer Liebesbeziehung, in die der Tod als «tölpelhafter Zufall» eingreift. Mathilde muss mitansehen, wie ihr Verlobter von einem Auto überfahren wird. Sie erleidet einen Schock und vermag sich später nicht mehr an das Geschehene zu erinnern. In der Sicht des Arztes bekommt der Vorfall sinnbildliche Bedeutung:

«... ihr eigener innerster Lebenswille hat das Geschehen gewaltsam verdrängt und damit zu ihrer Rettung eine wunderbare List angewandt, mit der sich die menschliche Natur überhaupt dem ewig mit Vernichtung Drohenden manchmal zu entziehen weiss. So lebt sie nun freilich wie auf einer dünnen Eisschicht, durch die sie plötzlich zur furchtbaren Wahrheit durchbrechen kann. Aber wir alle leben so... Der gewöhnliche Mensch darf das Unerträgliche immer wieder abwälzen, und er muss es tun, wenn er nicht durchbrechen und untergehen will — nur sollte er dabei nicht zu leicht werden, sondern des dunklen Untergrundes eingedenk bleiben, über dem er eine Weile noch im Lichte wandelt.»

Das ist im Grunde nichts anderes als Gottfried Kellers Konzeption des Lebens aus dem Tod, der Gestaltwerdung aus dem Geist, der Erfüllung der Zeit durch das in Liebe gelebte Leben.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Der Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Aber auf dem Hintergrund der modernen Zeit nimmt diese Erfahrung andere Züge an. Das Leben kann nicht mehr als gnadenhafte Erfüllung verstanden werden, sondern wird zum heroischen Sich-Behaupten gegenüber den Mächten der Zerstörung.

Und doch: aus dem Dunkel leuchtet nach wie vor die Landschaft des bewussten, sinnerfüllten Daseins auf, jener Mitte des Menschseins, die durch die Gemeinschaft bezeichnet wird.

*

Gern hat der Dichter seine umfassenden Bilder der *Gemeinschaft* auf geschichtlichem Hintergrund entworfen. Das ist für ihn, der «alles Gewordene und Bestehende» liebt, der «das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges

ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet» — so Kellers Definition seiner künstlerischen Haltung — eigentlich naheliegend. Er versteht die *Geschichte*, den Raum des Ursprungs, als Mythos, ebensosehr wie die Natur, den Raum des ursprünglichen Lebens.

In dem monumentalen «Schweizerspiegel» stellt er Bewährung und Bewahrung der Schweiz im Ersten Weltkrieg dar. Er wählt einen Stoff, der es ihm erlaubt, das Vaterland in einem Augenblick zu zeigen, in welchem es sich in politischer wie menschlicher Auseinandersetzung immerhin behauptet hat. Die Schweiz blickt uns aus dem «Schweizerspiegel» zwar nicht mehr mit so leuchtendem Antlitz entgegen wie aus dem «Fähnlein der sieben Aufrechten», aber sie zeigt auch nicht die Fratze aus dem «Martin Salander», sondern ein mittelmässiges, nicht eben faszinierendes, aber doch sympathisches Gesicht, das Gesicht eines Menschen, den man mit Wohlwollen und ein bisschen Ironie als Mitmensch akzeptieren und vielleicht sogar gern haben kann. Alle Lebenssphären, auch Liebe, Ehe, Familie und Beruf kommen im «Schweizerspiegel» ausschliesslich in ihrer für die Gemeinschaft und den Staat bedeutsamen Rolle zur Sprache, eine Sicht, die für Inglin charakteristisch ist. Bezeichnenderweise ist auch der Bereich des Militärischen einbezogen, welcher in der deutschen Literatur selten als würdiger Gegenstand gelten darf, hier aber schon deshalb bedeutsam wird, weil sich in diesem Lebensbereich das Individuelle dem Gemeinschaftlichen selbstverständlich unterzuordnen hat. Es zeigt sich Inglins ganz auf Objektivität und Gerechtigkeit angelegter Stilwille, der es erlaubt, allen menschlichen Zuständen Verständnis entgegenzubringen, und welcher eine Besinnung auf den Staat ermöglicht, die in der schweizerischen Literatur einzigartig ist.

Der «Schweizerspiegel» ist 1938 geschrieben worden, in einer Zeit also, da äussere und innere Bedrohung den Sinn für die Vorzüge des Kleinstaates geschärft und es Inglin erleichtert haben, das schweizerische Dasein von Grund auf zu bejahen. Vielleicht muss heute mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass solche Bejahung mit gedankenlosem Sich-Einrichten im Althergebrachten nichts, aber auch gar nichts zu tun hat. Und Inglins «Schweizerspiegel» ist denn auch ein Buch der Beunruhigung und kritischen Prüfung.

Die geistige Elite der damaligen Zeit hat Inglins Haltung durchaus geteilt. Erst mit dem Zweiten Weltkrieg trat dann der Umschwung ein, der das Bild unseres Landes so grundlegend verändert hat. Wir brauchen nur «Stiller» zur Hand zu nehmen und mit «Blätter aus dem Brotsack» zu vergleichen, um zu erkennen, dass die geistige Umwälzung sich während einer äusserst kurzen Zeitspanne vollzogen hat. Im Tagebuch vermag sich Frisch in wesentlichen Belangen mit dem Geist seiner Heimat eins zu fühlen. In «Stiller» aber wird die Identität des Menschen radikal in Frage gestellt, und die Zweifel finden ihre Entsprechung in einer vernichtenden Kritik an der Gesellschaft

und am Staat. Wohl misst auch Frisch im Grunde am Bild des vollen Menschen, das kommt in «Homo Faber» deutlich zum Ausdruck, wohl geht es ihm mit seiner Kritik um einen gesunden Staat, das beweist sein Engagement in Zeitfragen; aber die Voraussetzungen, die für Inglins Dichtung selbstverständlich sind, bestehen für ihn nur noch als Problem. Ähnliches liesse sich von Dürrenmatt sagen. Sein «Besuch der Alten Dame» hat die Vermassung der Gesellschaft und den Durchbruch des einzelnen zum wahren Menschsein, das heisst zum Eingeständnis der Schuld und zur Sühne, zum Gegenstand. Aber alles ist dramatisch gesehen, auf die extremen Gegensätze zugespitzt, während Inglin den Bereich der Mitte im Auge hat. Ebendiese Mitte wird nun bei Dürrenmatt und bei Frisch zum Gegenstand heftiger Kritik.

Inglin steht wach in der veränderten Zeit. Er versucht trotz wachsender Enttäuschung den Glauben an die Zukunft aufrechtzuerhalten. In «Besuch aus dem Jenseits» lässt er den Arzt sagen:

«Wir werden es mit der Zeit schon noch besser machen, wir sind noch jung; das Gefühl, dass wir alt und verbraucht sind, ist nur eine Modekrankheit. Wir begehen Jugendtorheiten und sind wahrscheinlich an allen Übeln selber schuld. Das Paradies wurde uns nicht geschenkt, aber verheissen... also werden wir es erstreben und über alle Rückschläge hinweg im Lauf der Jahrtausende erschaffen.»

Der hohe Ernst, mit dem der Dichter seine Gegenwart zu verstehen sucht, ist gewiss bewundernswert. Aber es entgeht uns nicht, dass er tief innen nicht mehr zu neuen Horizonten aufzubrechen vermag. Die sich verändernde Zeit drängt ihn vielmehr zurück auf seine heimatliche Welt, wo es die Werte des Wahren und Schönen zu bewahren gilt.

*

«Urwang» ist im gleichen Jahr erschienen wie «Stiller». Die beiden Werke markieren zwei Epochen in der Geschichte des schweizerischen Geistes.

Inglin nimmt die Errichtung eines Staudammes in einem abgelegenen Bergtal zum Gegenstand. Er stellt die Zerstörung der Natur und der Bergbauerngemeinde durch ein Werk der Technik dar, der Technik, hinter welcher der Wille der Gemeinschaft steht und letztlich der Zeitgeist. Es ist für den Dichter, welcher diese Gemeinschaft im «Schweizerspiegel» aus tiefem Grunde bejaht hat, besonders bedrückend zu sehen, dass sie nun Züge des Unmenschlichen trägt. So sehr sich Inglin auch bemüht, der neuen Zeit Verständnis entgegenzubringen, indem er zum Beispiel den Ingenieur in sachlicher Weise zum Wort kommen lässt, sein Herz hängt an der untergehenden Welt. «Urwang» ist eine ergreifende Klage darüber, dass Natur, dass Menschentum zerstört werden kann.

Am Schluss des Romans gräbt das junge Mareili ein paar Stöcke Frauenschuh aus. Es will die Pflänzchen retten und hoch oben am sichern Hang der

Erde anvertrauen. Der Major, ein Freund des Tales, begleitet sie und steigt dann über die Berghöhen hinweg, um nicht wiederzukehren.

Der Vorgang ist tief symbolisch. Inglin ist an den Punkt gelangt, wo es sich entscheiden muss, ob er resignieren oder sich der neuen Zeit entgegenstemmen will, eine Entscheidung von grösster menschlicher und künstlerischer Bedeutung. In «Urwang» ist das Leiden an der Gegenwart gerade noch bewältigt. Die Klage ist noch Kunst, die Anklage wäre es schon nicht mehr.

Es kommt Meinrad Inglin in dieser Situation eine Gabe zu Hilfe, die ihn immer ausgezeichnet hat und die es ihm auch jetzt wieder erlaubt, sich auf die Haltung des ruhigen Betrachters zu besinnen, welche seiner epischen Dichtung gemäss ist: die Gabe der Begrenzung. Ihn, der sich in äusserstem Masse mit der Gemeinschaft identifiziert hat, bedroht jetzt stärker als andere die Starre, die Moral. Aber mit erstaunlicher Sicherheit weiss der Dichter sich dieser tödlichen Gefahr zu entziehen und seine schöpferische Kraft zu erhalten, den Kreis enger zu ziehen und aufs neue zu erfüllen. Die Erinnerung kommt ihm dabei zu Hilfe, sein Humor auch und sein Vertrauen auf die im Grunde doch unzerstörbare Macht der Natur.

So verzichtet er denn darauf, seine Gegenwart zu bekämpfen, wie es Gottfried Keller im «Martin Salander» getan hat. Er zieht sich zurück, geht mit höchster künstlerischer Einsicht an die Bearbeitung früherer, noch nicht tadellos ausgeformter Werke heran, pflegt im weiteren die Gabe des Erzählens, die ihn vor allen andern zeitgenössischen Schweizer Dichtern auszeichnet. Drei Bände mit Anekdoten, Erzählungen, Schnurren und Sagen legen davon Zeugnis ab und sind wahre Schatzkästlein für den Liebhaber von Jagd- und Vagabundengeschichten. Häufig nimmt Inglin dabei Stoffe aus früherer Zeit wieder auf. Die Erinnerung bildet eine Quelle der Erneuerung. Sie erlaubt es ihm schliesslich sogar, mit überlegener Heiterkeit an einen Gegenwartsstoff heranzutreten. In «Erlenbühl» erkennen wir unschwer das alte Ingoldau wieder. Der überraschend zum Millionär gewordene Silvester kehrt in den durch die Konjunktur verwandelten Flecken zurück, verfolgt eine Weile den Gang der Dinge spielerisch und aus kritischer Distanz, bis er dann eines Tages wieder wegzieht und dabei ein junges, weltoffenes Mädchen entführt, mit dem er anderswo ein neues Leben beginnen wird. Da gesteht Inglin der Jugend ihr Lebensrecht zu, er lächelt über eine Gesellschaft, die glaubt, dem einzelnen die Fesseln ihrer Konventionen anlegen zu dürfen. Es ist keine entartete, aber eine leicht verhärtete, brüchig gewordene Gemeinschaft, die uns hier begegnet, eine Welt, die der Erneuerung von innen heraus, nämlich aus dem Geist der Liebe, bedarf, im ganzen aber doch eine «erträgliche Menschengemeinschaft». Und so wird am Schluss die Erwartung ausgesprochen, dass Silvester zurückkommen und hier in Erlenbühl seinen Mann stellen werde. *Wie* er das tut, das zu gestalten,

hält Inglin freilich nicht mehr für seine Aufgabe. Sicher ist für ihn nur, *dass* die oft geschmähte Jugend die Probleme lösen wird, weil das pulsierende, immer neu schaffende Leben auf ihrer Seite ist.

In solchem Vertrauen kann Jakob Leuenberger in der Novelle «Wanderer auf dem Heimweg», einer seit langem verspürten Neigung folgend, sich aus seinen Hotelgeschäften wegbegeben und eine Reise antreten. Er lässt die moderne Zeit mit ihrer hektischen Betriebsamkeit hinter sich. In Gesprächen mit seinem Enkel klärt er Fragen der jüngsten vaterländischen Vergangenheit ruhig ab. Er zählt darauf, dass der junge Bursche, obzwar gegenüber dem Vater in Opposition, sich schliesslich die sachlichen Überlegungen zu eigen machen und seinem gesunden Wesen vertrauen werde.

Jakob Leuenberger sucht Stätten der Jugend auf. Der Weg führt in die Berge, auf eine Alp, wo der Senne den Alpsegen über die abendliche Berglandschaft hinschallen lässt, wie seinerzeit in der Novelle «Über den Wassern». Das wunderbare Leben der Erde, die Fülle der Pflanzen- und Tierwelt tritt uns vor Augen. Und in der Besinnung auf Entstehung und Entwicklung der unergründlichen Natur schrumpft die Menschenzeit zu einem winzigen Abschnitt der Erdgeschichte zusammen.

Jakob Leuenberger fühlt sich «vollkommen erfüllt und eins mit allem».

«Hier gewann alles den Anschein des Endgültigen, Vollendeten — und schien in seiner unberührten Lebensfülle, seiner menschenfernen Stille und Klarheit dennoch eher einen Traum als den Wunsch eines nüchternen Mannes wahrzumachen.»

Aber dem Wanderer auf dem Heimweg in die Ursprünglichkeit der Natur erhebt sich neu und unverstellt die ewige Frage nach dem Sinn des menschlichen Daseins:

«War der Mensch nicht dennoch wichtiger als Tier und Pflanze? Hatte er nicht bewundernswerte Werke geschaffen, und griff uns nicht seine grausame, grossartige, widerspruchsvolle Geschichte näher ans Herz als der masslose Werdegang der vormenschlichen Erde? Und die Schöpfung selber, wo fand sie einen stärkeren Widerhall, ja wo fand sie einen andern Widerhall als in Geist und Seele des Menschen?»

Da wird, ganz am Schluss, der Mensch doch wieder auf sich selbst verwiesen, auf seine Aufgabe, einen Daseinsraum zu umgrenzen und sich in ihm zu erfüllen, um so in der verantwortlichen Existenz ein Höheres widerzuspiegeln.

Wo aber hätte derart menschliches Dasein, wo hätte die geheimnisvolle, vielfältige und grossartige Schöpfung, wo der Lebenskreis der heimatlichen Gemeinschaft, wo unser Staat und seine Geschichte einen schöneren und reicheren Widerhall gefunden als in Meinrad Inglins dichterischem Werk?

[1] Veröffentlicht in dem aus Anlass des 75. Geburtstages im Atlantis-Verlag Zürich erschienenen Band «Erzählungen I», 1968.